

*Michael Parmentier*

## **Unsystematische Anmerkungen zur Ausbildungssituation der Museumsberufe**

*Diskussionsbeitrag zum Workshop: Museologische Aus- und Weiterbildung: Perspektiven – Kooperationen in der Bundesakademie für kulturelle Bildung Wolfenbüttel am 31. Oktober und 1. November 2006 ein.*

### **I. Ein Sonderfall: Die Ausbildung von Museumspädagogen an der HU**

Über die Ausbildung von Museumspädagogen an der HU gibt es nicht mehr viel und schon gar nicht mehr viel Erfreuliches zu sagen. Im Grunde lässt sich alles in einem Satz zusammenfassen: Die Museumspädagogik an der Humboldt-Universität hat die Strukturreformen, seit Ende der 90 Jahre, und die Einführung der neuen Studiengänge Bachelor und Master, seit 2004 nicht überlebt. Z.Zt. dümpelt das museumspädagogische Angebot in Form eines Moduls etwas verloren und kaum eingebunden am Rande der erziehungswissenschaftlichen Ausbildung herum und wird mit meinem Abgang eingestellt werden.

Die Strukturreformen wurden von der Finanznot Berlins erzwungen. Der Titel Reform war dabei nur eine euphemistische Umschreibung der von außen diktierten Kürzungen. Sie führten, wie es in dem entsprechenden betriebswirtschaftlichen Jargon, der inzwischen auch die Sprache der Pädagogen verseucht hat, heißt, zur Konzentration aufs Kerngeschäft. Und als Kerngeschäft oder Kernkompetenz gilt im Zweifelsfall, und erst recht nach der mit viel Geschick inszenierten Pisa-Kampagne die Schulpädagogik und die psychologisch ausgerichtete Lehr-Lernforschung. Die Hoffnungen, die noch in den 80er Jahren an eine sich damals ankündigende kulturwissenschaftliche Orientierung der Pädagogik geknüpft wurden, sind vorläufig erloschen.

Durch die flächendeckende Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen im Gefolge des sogenannten Bolognaprozesses wurde die Situation der jungen akademischen Pflanze namens Museumspädagogik nocheinmal zusätzlich verschlechtert. Die starke Verschulung, die für diese neuen Studiengängen kennzeichnend ist, hat die Wahlmöglichkeiten der

Studentinnen und Studenten schon aus rein zeitlichen Gründen extrem eingeschränkt. Ein fakultatives Angebot wie die Museumspädagogik passt einfach nicht mehr in den mit Pflichtveranstaltungen vollgestopften Stundenplan. Insbesondere die Studierenden der museumsrelevanten Fächer, die Kunst- und Kulturwissenschaftlerinnen, die Historiker, die Archäologen und Ethnologinnen, die vor der sogenannten Reform Erziehungswissenschaft als Nebenfach oder zweites Hauptfach gewählt hatten und sich so recht komfortabel im Rahmen ihrer Regelstudienzeit eine museumspädagogische Zusatzqualifikation erwerben konnten, müssen jetzt passen. Studienorganisatorisch lassen sich ihre fachlichen und museumspädagogischen Interessen nicht mehr koordinieren. Geblieben ist ein kleiner harter Kern von engagierten Museumspädagogen, die noch unter den alten Bedingungen gerade ihr Magister-Examen machen oder schon an einer Promotion sitzen.

Das Modul Museumspädagogik, das an die Stelle des ehemaligen Schwerpunktes getreten ist, wird einmal im Jahr, also jedes zweite Semester angeboten und besteht aus drei Veranstaltungen: einer Vorlesung und zwei Übungen, die aber nur so heißen wegen der SWS, Semesterwochenstunden, die dafür angerechnet, bzw. wegen der credit points, die dafür vergeben werden. Real sind es akademische Seminare wie eh und je.

Die Vorlesung behandelt die Geschichte des Museums beginnend mit der Renaissance, - damals brach der Bildungsgedanke in die Sammlungsgeschichte ein – außerdem museumspädagogische Grundbegriffe wie Erinnern, Dingverstehen, Sammeln, Zeigen und Kommentieren, und aktuelle museumsbezogene Debatten wie die zur Demokratisierung des Museums und zur Frage der Partizipation, zur Beutekunst, zur Museumsarchitektur, zu den Auswirkungen der Digitalisierung usw. Die Übungen oder Seminare innerhalb des Moduls dienen der Entwicklung der museumspädagogischen Deutungsfähigkeit und Urteilskraft, etwa durch die Anfertigung von Rezensionen und Kritiken, und der Vertiefung einiger Problemstellungen aus der Vorlesung. Außerdem gibt es gemeinsame Museumsbesuche und Probeführungen zu diversen Dimensionen der unterschiedlichsten Museen. Berlin bietet dazu ja bekanntlich die besten Bedingungen.

Soviel in aller Kürze zur Ausbildungssituation von Museumspädagogen an der Humboldt-Universität. Ich möchte jetzt noch ein paar allgemeinere Bemerkungen machen, die für das Gespräch über die Aus- und Weiterbildung von Museumsfachleuten vielleicht von Bedeutung sein

können. Sie enthalten einige Thesen, wollen aber im wesentlichen als Fragen verstanden werden.

## II. Vier Bemerkungen allgemeinerer Art

### 1. Die Zielproblematik. Oder: An welchem Leitbild vom Museum soll sich die Ausbildung der Museumsberufe orientieren?

Die Museen stehen alle, trotz der immer neuen Besucherrekorde, an einem kritischen Moment ihrer Geschichte. Sie konkurrieren um die Aufmerksamkeit und die Gunst des Publikums nicht nur mit den Spiel- und Juxhöhlen der Freizeitgesellschaft. Ihre wahren Gegner sind von anderem Kaliber: Die Museen liegen im Wettstreit mit aufwendig gemachten seriösen Film- und Fernsehproduktionen, mit perfekten interaktiven CD-Roms, und vor allem mit dem Internet, dem größten kulturellen Speicher aller Zeiten. Um in dem nächsten Jahrhundert zu überleben, muß das Museum seine gesellschaftliche Funktion deshalb von Grund auf neu definieren. Ohne eine solche fundamentale Reflexion werden alle Erneuerungen sich als vorübergehendes und vergebliches Facelifting herausstellen.

Die grundsätzliche Neubesinnung hat an vielen Stellen längst begonnen, aber ihre Ergebnisse wurden von den Entscheidungsträgern in den Museen zugunsten kurzfristiger Effekte in Gestalt höherer Einschaltquoten meist ignoriert. Das Resultat dieser Ignoranz ist das Phänomen der sogenannten Eventkultur, einer Variante der Unterhaltungsindustrie, die dem Zeitvertreib dient und gewisse Distinktionsgewinne verspricht. Viele Museen fliehen vor der theoretisch anspruchsvollen Aufgabe der Selbstbesinnung in die Bewusstlosigkeit des Spektakels, sie folgen dem Motto des Guggenheim-Konzerns - *"We are in the entertainment business"*. Und sie nehmen in Kauf, dass der gepflegte Unterhaltungsterror die alten Ideale von Erinnerung und Bildung unweigerlich zerreibt. Da wird dann ein greller Ereigniszauber abgefeuert, von den Blockbuster-Ausstellungen, über lange Nächte bis zu Single-Sonntagen, Cocktail-Veranstaltungen und – das allerletzte - Stilleben-Essen mit, wie es in der zugehörigen Sprache dann heißt, „Full-Service“. Immer häufiger setzen die Museen auf die Anziehungskraft der Eventkultur und überlassen das Heft den Marketingexperten. Die altherwürdigen Sammlungen werden dabei herabgesetzt zur bloßen Staffage. Sie dürfen gerade noch als Kulisse erhalten, vor der sich etwas ganz anderes abspielt. Beim Stilleben-Essen wurden z.B. nachgestellte Stilleben verzehrt. Dieser Ersatzkannibalismus

grenzt m.E. schon an Kunstschändung, und ist vor der Armutsdiskussion in unserem Lande an Geschmacklosigkeit wohl nicht mehr zu überbieten. Zu solchen Fehlleistungen kommt es übrigens nicht zuletzt dann, wenn man in Übereinstimmung mit einem herrschenden Topos, die ästhetische Erfahrung mit Sinneserfahrung oder Sinneslust verwechselt. Dabei hatte schon Kant beides deutlich voneinander unterschieden.

Natürlich sind nicht alle Museen auf dieses Niveau gesunken. Aber in der Tendenz suchen sie genau dort die Lösung der Probleme. Doch die Lösung, die sie so finden, kann nur eine Scheinlösung sein. Aktivitäten der genannten Art tragen nicht. Die Erfolgsmeldungen aus den Abschlußberichten der beauftragten „Marketingunternehmen“ sind dann auch immer nur quantitativer Natur: Sie enthalten wirtschaftsrelevante Daten, Besucherzahlen der Museen und Umsatzzahlen der lokalen Gastronomie. Doch die sind bekanntlich abhängig von der Konjunktur und dem Stand der demographischen Entwicklung und dürften deshalb kaum von Dauer sein. Das ist schon jetzt absehbar. Außerdem lässt das Interesse an dem Vollzeitstreß der Eventkultur erkennbar nach. Die Akteure auf beiden Seiten werden müde. Was soll der Zirkus. Kuratoren und Publikum verlieren schon die Lust. Die Kunst zum Frühstück in der Hamburger Kunsthalle, das Shoppen und die nächtelangen Kunstpartys können niemanden mehr wirklich locken. Wenn der Spuk vorbei sein wird, bleibt eine verheerende Bilanz. Die Sinnleere dieser Eventkultur, die oft noch einhergeht mit dem Ausverkauf und der Unterwerfung an Sponsoren und private Leihgeber ist die eigentliche Bedrohung für das Museum. Es verhökert seine Erfahrung und Würde, es biedert sich an mit Mode- und Autoschauen, mit Galadiners und langen Trubelnächten und verspielt so sein größtes Kapital: die Glaubwürdigkeit.

Die Eventkultur ist eine Sackgasse. Doch was ist die Alternative? Welche Rolle können unsere Museen im Zeitalter der ubiquitären Informationsflüsse noch spielen?

Mein Vorschlag dafür ist nicht sehr originell. Ich plädiere dafür, das Museum als Bildungsstätte zu erneuern. Bildung nicht in dem Sinne, auf den es heute unter dem Einfluß des betriebswirtschaftlichen Denkens verkürzt wird, als Vermittlung von verwertbaren, genauer vermarktbareren Informationen und Fertigkeiten, als Herstellung von „employability“. Bildung verkommt so zur Instruktionstechnik. Was ich meine ist vielmehr Bildung im Sinne von Aufklärung. Das Museum muß wieder der Ort werden, an dem sich die Zivilgesellschaft über die Bedingungen ihrer Existenz verständigt. Über das Fremde an ihr und außerhalb von ihr, über ihre eigene Geschichte

und über die Geschichte der anderen, über die Geschichte ihrer Produkte und die Geschichte ihrer natürlichen Grundlagen. Ein Ort der ständigen Konferenz über das was wir geworden sind und wie wir es geworden sind und was wir werden wollen. Im Unterschied zu anderen Orten der gesellschaftlichen Verständigung findet diese im Museum statt in unmittelbarer Tuchfühlung mit dem überlieferten gegenständlichen Material, im Medium der Dinge, in Anschauung der Quellen und originalen Überreste.

Wenn dieses hier nur skizzierte Leitbild vom Museum auf Zustimmung stößt, was ich in diesem Kreis für wahrscheinlich halte, dann entsteht die Frage wie eine Ausbildung aussehen muß, der dieses Leitbild nicht nur zur legitimatorischen Garnierung dient, sondern strukturell innewohnt. Anders gefragt: wie muß eine Ausbildung für Museumsberufe aussehen, in der sich dieses Leitbild auf allen Stufen und in allen Differenzierungen des Curriculums materialisiert und den Qualifikationsprozeß steuert?

## *2. Die Einheitsproblematik. Oder: Kann es eine gemeinsame Ausbildung aller Museumsberufe geben?*

Schon das allgemeine Leitbild vom Museum als einem Ort der gesellschaftlichen Aufklärung und quellennahen Selbstverständigung muß zum Zwecke der Konkretisierung für jeden Museumstyp vielfältig modifiziert werden. Und diese Modifikationen schlagen sich dann natürlich in den Qualifikationserwartungen für das jeweilige Personal nieder. Am einfachsten lässt sich dieser Zusammenhang von Museumstyp und Qualifikationsprofil am Beispiel der Kunstmuseen demonstrieren. Kunstwerke sind ja nicht bloß geschichtsphilosophische Sonnenuhren, die, wie es Adorno einmal formulierte, den „Stand der Zeit“ angeben und die hermeneutische Kompetenz und das Urteilsvermögen herausfordern; sie sind immer auch Ausgangspunkte ästhetischer Wirkungen, die sich schlechterdings dem Begriff entziehen. Valery geht soweit zu behaupten, "daß die Einwirkung des Schönen auf jemanden darin besteht, ihn stumm zu machen". Schönheit stellt sich der Empfindung, der Anschauung und Einbildungskraft dar. Sie hat ein anderes Gebiet als das begriffliche Erkennen und Urteilen. Anders gesagt Kunstwerke erschöpfen sich nicht in der Aufklärung des Betrachters. Was immer auch dies für die Ausbildung von Museumspädagogen in Kunstmuseen etwa heißen mag, sie wird sich von der Ausbildung von Museumspädagogen in ethnologischen oder historischen Museen jedenfalls deutlich unterscheiden müssen. Wenn aber schon innerhalb einer Berufsgruppe wie der Museumspädagogen z.B. die

Ausbildung je nach Museumstyp unterschiedlich aussehen muß, dann erst recht zwischen den Berufsgruppen. Das Qualifikationsprofil der verschiedenen museumsbezogenen Berufe ist auch innerhalb einer Institution inzwischen so spezifisch ausgeprägt und ausdifferenziert, dass man sich nur schwer vorstellen kann, wie ein einziger noch so verzweigter Ausbildungsgang ihnen allen gleichzeitig gerecht werden soll. Die Arbeiten eines Restaurators, einer Bibliothekarin, eines Archivars, eines Fotografen oder Grafikdesigners, einer Kuratorin, eines Managers oder Finanzaquisiteurs und einer Museumspädagogin haben kaum noch Überschneidungsflächen, obwohl sie alle auf der gleichen Gehaltsliste eines Museum stehen können. Die Vorstellung, dass die komplexen Kompetenzen all dieser verschiedenen Berufsgruppen und noch einiger anderer mehr unter dem Dach einer einzigen Disziplin, der Museologie etwa, ausreichend vermittelt werden könnten, halte ich für illusionär. Vielleicht will das auch niemand. Es wäre jedenfalls der einzige mir historisch bekannte Fall, in dem ein Ausbildungsgang ausschließlich für die Tätigkeiten in einer einzigen Institution qualifizieren soll. Mediziner werden nicht nur für das Krankenhaus, Juristen nicht nur fürs Gericht und Pädagogen nicht nur für die Schule ausgebildet. Nur die Ausbildung in Museologie zielt exklusiv auf eine einzige Institution und beansprucht, wenn nicht alle, so doch den größten Teil der dort benötigten beruflichen Kompetenzen liefern zu können. Je weiter die Ausdifferenzierung der Museumslandschaft im allgemeinen und der musealen Aufgaben im besonderen fortschreiten wird, wofür vieles spricht, um so weniger wird dieser Anspruch der Museologie auf Allzuständigkeit, wenn er denn besteht, eingelöst werden können.

### *3. Die Institutionsproblematik. Oder: In welcher institutionellen Rahmen könnte die Ausbildung der Museumsberufe erfolgen?*

Die gesellschaftliche Ausbildungsorganisation hat auf die fortschreitende Differenzierung der Museumsberufe schon reagiert zu einem Zeitpunkt, an dem das Ausmaß dieser Differenzierung noch gar nicht absehbar war. Ich weiß nicht ob diese Reaktion einem Kalkül entsprang oder eher naturwüchsig entstand, das Ergebnis jedenfalls scheint einigermaßen vernünftig. Es besteht in einer relativ ausgeprägten Eigenständigkeit der verschiedenen Qualifikationstränge und in ihrer Verteilung auf verschiedene Ausbildungsstätten. Einige Museumsberufe erhalten ihre Ausbildung an den Universitäten. Das gilt natürlich vor allem für die Kuratoren. Sie müssen den wissenschaftlichen Diskurs ihrer Fachdisziplin kennen und möglichst durch eine Promotion ausgewiesen sein. Ähnliches gilt auch für die Verwaltungs- und Managementtätigkeiten. Die Interessenten dafür studieren an den

Universitäten, am besten Betriebs- und Finanzwirtschaft oder, wie in Passau etwa, Kulturwirtschaft. Grafik- und Webdesigner und Fotografen werden an den Kunsthochschulen ausgebildet und die vielen übrigen Berufsgruppen, die meist im Hintergrund bleiben und dafür sorgen, dass der Museumsbetrieb funktioniert, die Restauratoren, Konservatoren, Archivare, Dokumentaristen, Ausstellungsgestalter, usw. finden ein solides mit umfangreichen Praxiselementen angereichertes Ausbildungsangebot in den Fachhochschulen in Leipzig und Berlin. Um diese etablierten Ausbildungsinstitutionen gruppieren sich eine Reihe von Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen, die auf die jeweils neuesten Qualifikationserwartungen der hoch dynamischen Museumslandschaft schnell reagieren und aufbrechende Lücken schließen können. Einige dieser Weiterbildungsmaßnahmen haben die Form eines universitären Aufbaustudiums, wie etwa der Studiengang „Kunst im Kontext“ an der UdK in Berlin oder der interdisziplinäre Ergänzungsstudiengang „Museum und Ausstellung“ an der Uni Oldenburg. Darüberhinaus gibt es Weiterbildungsangebote von freien Trägern, wie der Bundesakademie für kulturelle Bildung, der Bildungsstätte Abtei Brauweiler oder des Vereins zum Erfassen, Erschließen und Erhalten der historischen Sachkultur im Weser- Ems-Gebiet. Die gleiche Art von Weiterbildungsangeboten von Universitäten und Freien Trägern findet man auch im angrenzenden Ausland. Ich brauche das hier nicht auszuführen. Die Ausbildungslandschaft ist jedenfalls reich und differenziert. Die Konkurrenz blüht. Wo ist das Problem? Natürlich gibt es Überschneidungen, Engpässe, Unterausstattung, Stellenmangel und dergleichen, vieles lässt sich verbessern, das gilt immer und ist trivial. Doch entscheidend ist die institutionelle Diversifikation der Zugänge zu den verschiedenen Museumsberufen. Sie scheint mir der Sache angemessen und braucht nicht verändert zu werden. Die indizierten Probleme gründen in der Regel eher im Stellen- als im Ausbildungsangebot. Nur in einem Falle stellt sich die Situation anders dar. Hier ist nicht nur der Stellenmarkt, sondern auch die Ausbildung das reine Desaster. Ich meine die Situation der sogenannten Vermittlungsberufe, der Museumspädagogen, der Kunstvermittler, der Moderatoren oder wie immer sie genannt werden mögen. Ihnen gilt meine vierte und letzte Bemerkung.

#### *4. Das Problem der Vermittler. Oder: lässt sich durch eine Vereinheitlichung und Zertifizierung der Ausbildung von Museumspädagogen deren Anstellungssituation verbessern?*

Nach einer Untersuchung, die von Noschka-Roos und Hagedorn-Saupe am Institut für Museumskunde durchgeführt worden ist, machen ca. 95% aller Museen in Deutschland ein im engeren Sinne museumspädagogisches

Angebot. Wahrscheinlich stellen die Museumspädagogen, oder allgemeiner die personalen Vermittler, die größte Berufsgruppe innerhalb der Museen. Doch nur 10-15% dieser Museumspädagogen oder Vermittler haben eine feste und eine einigermaßen gut dotierte Stelle. Die meisten - über 80% - arbeiten freiwillig, auf Honorarbasis, in Zeitverträgen, in Praktika, als Volontäre, delegiert, in Vertretung usw. Für die großen Museen in den Metropolen sieht die Sache etwas besser aus. Hier gibt es etwas mehr feste Stellen. Doch dieses Plus in den Großstädten wirkt sich dann statistisch umso schlimmer aus auf die kleinen Regionalmuseen.

Die zitierte Untersuchung ist schon etwas älter. Sie stammt aus dem Jahre 1992. Doch die Lage dürfte sich eher verschlimmert haben. Die Diskrepanz zwischen dem Bedarf an Museumspädagogen und dem breiten Interesse an diesem Beruf auf der einen Seite und der Mangel an Stellen auf der anderen besteht heute wie damals. Die Folge ist ein hoher Konkurrenzdruck, der sich automatisch in einen Qualifikationsdruck transformiert. Vor noch gar nicht so langer Zeit reichte es für eine erfolgreiche Bewerbung, wenn der Kandidat oder die Kandidatin praktische Erfahrungen nachweisen konnte, die er als freiwilliger Mitarbeiter, als Honorarkraft oder als Praktikant usw. erworben hatte. Heute muß man schon ein Praktikum nachweisen, um einen Praktikumsplatz zu bekommen. Das sind Zustände, die direkt in die Resignation führen. Wenn sich Qualifikationsanstrengungen nicht auszahlen und der Bewerber auf der Stelle tritt, dann wird schließlich auch auf die Qualifikation verzichtet. Die Frage ist ob durch eine vereinheitlichte, museumsübergreifende und stattliche anerkannte Ausbildung von Museumspädagogen die Anstellungssituation verbessert werden kann. Ich halte das für möglich. Doch wo soll dann diese Ausbildung stattfinden? An einer Universität oder an einer Fachhochschule? Auf welchem Niveau: Grundstudium oder Aufbaustudium? In welcher Form: berufsbegleitend oder berufsvorbereitend? Unter welchem Träger: Staatlich oder privat? Und natürlich: mit welchem Curriculum? All diese Fragen sind, soweit ich sehe, noch offen. Ihre Klärung wird manchen Streit entfachen. Aber irgendwann muß man damit anfangen.